XVI. Discours : Beweiss, dass ohngeachtet der durch die Civilitet entstandenen Ungleichheit, die Menschen alle gleich gluecke selig leben

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bernisches Freytags-Blätlein : In welchem die Sitten unser Zeiten von der Verneuerten Gesellschafft untersucht und beschrieben werden**

Band (Jahr): **5 (1724)**

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-251349

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

XVI. DISCOURS.

——————— Heus tu
Quidam ait, ignoras te?

Horat.

Mein lieber Freund / weistu auch / wer du bist.

ES ist eine alte und zu unseren Zeiten unter den Staats-Erfahrnen und Rechts-Gelehrten noch nicht erörterte Frag / welches die wahre Ursach seye / warum die Menschen in solche grosse Gesellschafften / wie Königreich und Republiquen sind / zusammen geloffen. Die Meinungen sind darüber auch so unterschiedenlich / daß mir allzu weitläuffig fallen wurde / solche hier zu erzehlen. Wann ich nun den Menschen in seiner verderbten Natur betrachte / und die menschliche Gesellschafft / wie sie heut zu Tag bestehet / einsehe / so glaube / ich könne einen gantz anderen Ursprung als den / welcher von den meisten für den gewissesten gehalten wird / behaubten / der warhaffte Ursprung der menschlichen Gesellschafft seye der Ehrgeitz. Dieses ist / meines Erachtens / der erste und starckste Grund

gewesen / warum etliche getrachtet / auß vielen Menschen gleichsam nur einen Leib zu machen / und sich nachmahls zum Haupt desselben auffzuwerffen. Diß ist die allgemeine Passion, welche zu allen Zeiten so viel Ubel in der Welt gestifftet; diß ist die fruchtbare Mutter der meisten Kriegen und Empörungen / welche Vorzeiten und heutiges Tages gesehen werden. Nachdeme sich nun die einten durch ihre Klugheit über andere empor geschwungen / andere aber durch ihre Thumheit und Fahrläßigkeit in den Staub getrucket worden / da sie Anfangs nicht in dem geringsten von einander unterscheiden gewesen / so mußte nothwendig folgen / daß die einten in Ehr und Ansehen / andere aber in Verachtung kommen mußten / dardurch dann die Menschen auß dem natürlichen in den gemeinen und Burgerlichen Stand übergangen / welcher dann seyt so viel hundert / ja tausend Jahren wegen beständiger Eminentz und Reichthum der einten / und wegen Trägheit / Armuth und Thumheit der anderen gewehret / obschon man in Africa und America verschiedene Völcker findet / bey welchen sich wenig Merckmal des Civil-Standes blicken lassen. Weilen nun diß Burgerliche Leben bey den Europæren seyt so vielen unverdenckten Jahren her gleichsam natürlich worden / so haben wir auch einen so starcken Eintruck / der uns von Kinds-Beinen an biß ins Alter im Kopff

stecket/

stecket / von dem Unterscheid / den man ins gemein zwischen Grossen und Kleinen / Reichen und Armen machet / daß sich verschiedene einbilden / es sey in der That ein merckficher Unterscheid zwischen den Menschen / daß man dardurch alle menschliche Gleichheit vergisset und hindansetzet / weilen wir von Jugend-auff zu diesem Unterscheid gewohnet worden / da wir dennoch bey genauer Betrachtung finden werden / daß wir noch heut zu Tag in dem natürlichen Zustand leben / und der Unterscheid nicht in der That / sondern meistens in unser Einbildung bestehe / und also die natürliche Gleichheit unter allen Menschen weit grösser / als man sich einbildet.

Wann ich nun die menschliche Gleichheit zu behaubten trachte / so liget mir ob / zu beweisen / daß der Reiche und Edle / weder von Natur / noch durch die Kunst einiches Vorrecht vor dem Geringsten besitze / in dem ersten wird wohl keine Schwerigkeit seyn / in dem zweyten aber werden wir uns etwas länger auffhalten.

So offt ich nun die menschliche Gesellschafft in ihrer Ordnung betrachte / den Reichen und Armen ansehe / so gewahre ich leichtlich / daß die gütige Natur ihre Gaben ohne Unterscheid außgetheilet / und bey jedem die Freud mit Traur also vermischet / daß keiner nicht das geringste Vorrecht vor dem anderen geniesset. Die Geburt des Königs

ist in keinem Stuck von der Geburt seines geringsten Unterthanen unterscheiden; der gröste Monarch wird gleich dem Geringsten als eine von sich selbsten zu allem untüchtige Creatur ans Liecht gebracht / er giebet keine Merckmal von sich / daß er zu einem Oberhaupt des menschlichen Geschlechts gebohren. Er fanget sein Leben gleich anderen mit Weinen und Wehe-klagen an; seine ersten Jahre bringet er in der Unmüdigkeit und Schwachheit zu; bey anwachsendem Alter muß er / so er je ein tüchtiger Regent seyn soll / mit Mühe und Arbeit die Wissenschafft wohl zu regieren erlehrnen; sein höheres Leben wird mit tausend Begierden unrühig gemacht. Grosse Reichthum̃ und Ansehen dienen bey ihme nicht zu Vernügung / weilen er solche noch zu vermehren trachtet. In dem gantzen Leben ist er kein Tag in so grosser Freud / da er nicht gleich anderen Kranckheit erwarten müsse. Für diese ist ihme so wenig als dem Armen ein Kraut gewachsen / ja villeicht wird er an einer gemeinen Kranckheit zu Grabe geleget / von welcher der Arme durch ein gantz gemeines Mittel genesen. In Erzeugung seiner Kinder legt ihme die Natur auch keinen Vortheil zu / weilen es ihnen villeicht an Leibs- und Gemüths-Gaben gebricht / mit welchen der Arme doch sehr reichlich außgesteuret worden / und die er von ihme gern durch seinen Reichthum̃ erwerben wurde.

Komt

Komt er ins Alter / so hat er weder von Ehr noch Reichthum̃ Trost / er sagt gleich dem Verachtesten / meine Tage waren wenig und böß / und entlich wirfft ihne der Tod in den Sarch / ziehet ihme die vermeinte Larve des Unterscheids weg / und bedecket seinen ehmals geschmuckten Leib mit Würmen / biß entlich von dem von so vielen nietlichen Bissen außgemästetē Leib nichts überig bleibet / als nur allein die weisse Todten-Knochen / die niemand von anderen Gebeinen in der Verwesung unterscheiden könte; daher jener diese Worte an ein Todten-Hauß geschrieben:

Hier sag es wer es sagen kan /
Wer König sey / wer Unterthan.

Obschon nun verhoffentlich niemand läugnen wird / daß man in obbeschriebenem etwelche natürliche Gleichheit unter den Menschen beobachte / so wird man dennoch behaubten wollen / man habe heut zu Tag alle Merckzeichen dieser Gleichheit verlohren / so daß etwelche in der Welt sehr glückhafft / andere aber sehr mühselig und unglückhafft ihre Tage hinbringen / hoffe aber auch in diesem alsobald das Widerspiel zu zeigen / zu welchem Beweißthum̃ ich mich nachfolgender Sätzen bedienen will:

1. Daß kein grosses Glück in der Welt / welches nicht mit einer gleich grossen sehr beschwärlichen Bürde temperiert.

2. Daß alle Menschen gewissen häfftigen

Begierden unterworffen/ welche sie unglückhafft machen.

3. Daß ich von keiner Sach / die mir zur Gewonheit worden / weder grosse Lust / noch auch grossen Verdruß haben könne.

Das erste betreffend / daß sich ein in grosser Ehr und Reichthum̃ sitzender Mann keines Vorrechts gegen einem Geringen rühmen könne / sintemahl grosse Ehr mit grosser Sorg so verknüpffet / daß es unmöglich/ solches Glück ohne Hertz-nagende Bekümmernuß zu besitzen; die tägliche Nachstellungen der Feinden / die häuffige Exempel / welche uns die alte und neue Histori an die Hand giebet / daß Cron und Scepter die gröste Verfolgungen leiden müssen / beweisen genugsam / daß grosse Reichthum̃ und Ehr / grosse Gefahr mit sich führen; wann ich nun Tag und Nacht den Einfall der Feinden und Räuberen besorgen/ den Mord-Tolchen der Verrätheren beförchten muß / so folget nothwendig / daß der geringste Mensch in diesem Stuck einen grossen Vortheil vor mir geniesse / weilen er diesem allem gantz nicht unterworffen. Die Forcht ist der natürliche Gleitsmann der Ehr und Reichthum̃ / welcher mich aller Orten verfolget / da hingegen die Armuth die angenehme Hoffnung zu ihrem Geferten hat; so groß nun nütürlicher Weis das Vernügen von grosser Ehr und Reichthum̃ seyn kan / wird selbiges alsobald verbitteret / wann ich

gedencke/

gedencke / daß alle menschliche Sachen auff einem so schlipfferigen Fuß / daß ich beförchten muß / ich werde durch einen augenblicklichen Zufall von dem Gipffel meines Glücks ins tieffste Ellend gestürtzet. Der Arme hingegen ist von dieser Forcht befreyet / er traget sein Ellend in Hoffnung / er werde dermahlen = eins seine Tage in besserer Zufriedenheit hinbringen. Seine Arbeit machet ihme seinen Last leicht / und die Zeit kurtz / so daß wann ich nun das Gute und Böse des eint = und anderen betrachte / die Ehr / Reichthum und Forcht auff die erste / die Arbeit aber und Hoffnung auff die andere Waag = Schalen lege / so finde ich die natürliche Gleichheit / und sihe nicht / daß der erste vernügter und glückhaffter als der zweyte.

Wann ich nun ferners betrachte / daß alles Wolseyn des Menschen in der Vernügung und Gemüths-Ruhe bestehe / und daß selbige nirgends minder als in grossen Palästen anzutreffen / so entdecke ich wieder ein Grosses zu Befestigung der natürlichen Gleichheit in der menschlichen Societet. Die Begierd zu grosser Ehr und Reichthum sind die zwey grösten Feinde / die dem Menschen / der weise allein auffgenommen / allezeit nachjagen / und diese finden nirgends besser Platz als in den Palästen der Fürsten / sonsten ein jeder mit der alten Besitzung sich leichtlich vernügen könte. Je grösser nun die schon erworbene Besitzung / je grösser ist auch das Verlangen / selbige noch zu erweiteren ; Nun ist leicht zu gedencken / in was Forcht und Schrecken einer sich befinden muß / der seine Begierd durch das wanckelbare Kriegs-Glück befördern will / der alle Tag die traurige Zeitung einer

grossen

grossen Niederlag / oder den Verlurst einer starcken Vestung besorgen muß. Da hingegen diese Begierden sich in weniger Maas bey einem Menschen von mittelmäßigem Glück befinden. Die menschliche Natur ist also beschaffen / daß ein kleines Glück bey einem von hohen Gedancken angefüllten Menschen eine schlechte Freud / der minste Verlurst aber grossen Verdruß und Zorn erwecket / hingegen erfreuet sich der Arme eben so wohl ab einem kleinen Glück / als der Grosse ob der Erwerbung eines gantzen Landes. Der Mensch formiert sich nach seinem Stand einen grossen oder kleinen Concept von allen Sachen / nun ist leicht zu fassen / daß der Geringe leichtlicher zu seinem Zweck gelangen kan / als der Grosse / der nur mit grossen Erwerbungen sein Gehirn angefüllet hat. Wann ich nun diese grosse und kleine Begierden der Menschen betrachte / so finde / daß der Arme minder in Unruh seine Zeit durchbringet als der Grosse / und ist also auch in diesem Stuck die natürliche Gleichheit der Menschen bewiesen.

Ich finde entlich / daß alles das / was ich über meinen ersten natürlichen Zustand erwerben kan / bey mir Freud erwecket; Der König / der von Jugend-auff zu dem Scepter gewiedmet / der von seiner Unmündigkeit an von der gantzen Welt verehret wird / empfindet die Süßigkeit der Ehr und Reichthum nicht so wol / als sie in dem Hertzen der Unterthanen für groß gehalten wird; alle Wollüst in der Welt sind einem solchen zur Natur worden / deßwegen er nicht empfinden kan / was wol und herzlig leben seye / weilen er niemahlen mühselig gelebet. Dem Armen hingegen wird seine Arbeit auch zur Natur / er empfindet derselben Hartigkeit nicht mehr / weilen er durch lange Zeit darzu gewohnet / die minste Freud aber und Wolseyn verursachet in ihme unendliche Wollust / weilen es ihme etwas ungewohntes.

Trasimachus.